

Vor uns saß das ultimative Spielzeug, der wahrgewordene Traum vieler Jahrhunderte, der Triumph des Humanismus – oder sein Todesengel. Unfassbar aufregend, aber auch frustrierend. Sechzehn Stunden waren eine lange Zeit, wenn man nur warten und zusehen konnte. Bei der Summe, die ich nach dem Mittagessen für ihn hingeblättert hatte, hätte er auch geladen und betriebsfertig sein können, fand ich. Es war ein später Nachmittag im Winter. Ich machte Toast, und wir tranken noch einen Kaffee. Miranda, die Sozialgeschichte studierte und promovieren wollte, sagte, sie wünschte, die junge Mary Shelley könnte bei uns sein und mitverfolgen, wie nicht etwa ein Ungeheuer à la Frankenstein, sondern dieser attraktive junge Mann mit dem Bronzeteint zum Leben erwachte. Ich sagte, in jedem Fall aber würden beide Kreaturen die beseelende Kraft der Elektrizität brauchen.

»Genau wie wir«, sagte sie, als meine sie nur sich und mich und nicht die gesamte, elektrochemisch aufgeladene Menschheit.

Sie war zweiundzwanzig, ziemlich erwachsen für ihr Alter und zehn Jahre jünger als ich. Mit ein wenig Abstand betrachtet schien mir das vernachlässigbar. Wir waren beide so herrlich jung. Doch sah ich mich in einem ganz anderen Lebensabschnitt als sie. Die Ausbildung hatte ich längst abgeschlossen und bereits eine Reihe beruflicher, finanzieller und persönlicher Fehlschläge hinter mir. Für eine junge, liebenswerte Frau wie Miranda fand ich mich zu abgebrüht und zynisch. Obwohl sie schön war mit ihrem hellbraunen Haar und dem langen, schmalen Gesicht, den oft vor verhaltener Heiterkeit zusammengekniffenen Augen, und auch wenn ich sie in bestimmten Stimmungen manchmal staunend anstarrte, hatte ich sehr früh entschieden, ihre Rolle in

meinem Leben auf die der netten,  
nachbarlichen Freundin zu beschränken. Ihre  
winzige Wohnung lag gleich über meiner.  
Wir teilten uns den Eingang und trafen uns  
manchmal auf einen Kaffee, um über  
Beziehungen, Politik, Gott und die Welt zu  
reden. Mit perfekt austarierter Neutralität  
schien sie entspannt all dem  
entgegenzusehen, was da kommen mochte,  
als wäre ihr ein nachmittägliches  
Schäferstündchen mit mir gerade so recht wie  
unsere keuschen, kameradschaftlichen  
Gespräche. Sie wirkte in meiner Gegenwart  
völlig entspannt, und ich sagte mir, Sex würde  
das nur ruinieren. So blieben wir gute  
Kameraden. Trotzdem strahlte sie etwas  
verlockend Geheimnisvolles, Reserviertes  
aus. Vielleicht war ich ja, ohne es zu wissen,  
schon seit Wochen in sie verliebt. Ohne es zu  
wissen? Was war das denn für eine  
fadenscheinige Formulierung?

Widerstrebend beschlossen wir, Adam und einander eine Weile sich selbst zu überlassen. Miranda musste zu einem Seminar auf der Nordseite der Themse und ich einige Mails beantworten. Schon Anfang der siebziger Jahre war die digitale Kommunikation von einer erhofften Vereinfachung des Lebens zu einer täglichen Last geworden. Nicht anders als die vierhundert Stundenkilometer schnellen Züge – überfüllt und dreckig. Spracherkennungssoftware, in den fünfziger Jahren noch ein Wunder, heute längst eine Bürde; jeden Tag opferten ganze Heerscharen Stunden ihres Lebens einsamen Monologen. Die Hirn-Maschine-Schnittstelle, jene wilde Frucht des Optimismus der sechziger Jahre, konnte heute nicht mal mehr ein Kind hinter dem Ofen hervorlocken. Wofür die Menschen das ganze Wochenende angestanden hatten, war sechs Monate später so interessant wie die Socken an ihren Füßen. Was war aus den

die kognitiven Fähigkeiten verbessernden Helmen geworden, den sprechenden Kühlschränken mit Geruchssinn?

Verschwunden wie das Mauspad, das Filofax, das elektrische Tranchiermesser oder das Fondueset. Unablässig rollte die Zukunft an. Unser tolles neues Spielzeug begann zu rosten, noch ehe wir es nach Hause tragen konnten, und das Leben ging mehr oder weniger weiter wie zuvor.

Würde auch Adam mich irgendwann langweilen? Gar nicht so einfach, E-Mails zu diktieren, wenn einen Zweifel wegen eines eventuellen Fehlkaufs plagen. Andere Menschen, andere Gedankenwelten werden uns doch gewiss immer faszinieren. Künstliche Menschen würden uns anfangs ähnlicher werden, dann genau wie wir und schließlich mehr als wir sein, deshalb könnten sie uns niemals anöden. Sie würden uns zwangsläufig stets aufs Neue überraschen,